

Sarkasmusunterversorgung



Tanja Dorendorf



Tanja Dorendorf

Der Trotz wars, die Sehnsucht, nach der «Dreigroschenoper» doch noch eine wuchtige Brecht/Weillsche Breitseite gegen die moralheuchlerische Verlogenheit des Bürgertums zu hören zu bekommen, der diese Opernüberprüfung einforderte.

Thierry Frochoux

Die Musik der Philharmonia Zürich und der Chor der Oper Zürich sind auf der Höhe, ihr Beitrag zu «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» kann nicht überbewertet werden. Die Hoffung indes, die ureigene Sarkasmusbegabung flattiert zu bekommen, hat sich bis auf den Star des Abends – in der Anlage wie real auf der Bühne – Annette Dasch als Jenny Hill, nicht im übersteigerten Glücksmasse eingestellt. Ihre Rolle vereint alle Ohrwürmer auf sich – «Oh! Moon of Alabama», «Ach bedenken Sie, Herr Jakob Schmidt», «Denn wie man sich bettet» – und sie verfällt glücklicherweise immer mal wieder ins Röhren, Bellen und Wetzern. Aber selbst im klassischen Gesang ist ihre Stimme raumgreifend und von einer energischen Heftigkeit. Das sind Höhepunkte, die sich am liebsten gleich auf den meisten Gesang übertragen hätten, aber das Wunschkonzert existiert eben doch nur als Radiosendung oder auf dem hauseigenen Plattenteller. Für einen Tanz- und Theaterhabitué erhellend, verhält es sich mit der Wirkung der in der Oper inszenierten Komik umgekehrt proportional zur Herstellung. Vor allem die Überbrückungsszenen, wenn die zehn TänzerInnen vor dem heruntergelassenen Monsterscreen Bedeutungsschwere imitieren, sind grossspurig ungelent. Der «Held», Christopher Ventris als Paul Ackermann, der den bevorstehenden Untergang zum Ausruf der Revolution verleitet, indem er fordert, den herrschenden, grösstmöglichen Zwang zum Hedonismus auf seine reglementierte Beschränktheit hin zu konterkarieren und die Genussucht bis zum schrankenlosen Exzess zu überspannen, durchläuft während der gesamten Oper einen nachvollziehbaren Existenzbogen. Vom nichtsahnenden Landei über den angestachelten Revoluzzer bis zum bettelwinselnden Unschuldslamm mit letzten Kampfzügen altkluger Nihilismusparolen.

Diese Darstellung bedürfte aber ein starkes Kontertrio aus Witwe Begbick (Kari-Mattila), Dreieinigkeitsmoses (Christopher Purves) und dem Prokuristen Willy (Michael Laurenz), die aber in ihrer selbsterwählten Rolle als Hüter und Treiber ihrer – im ersten Anlauf zumindest missglückenden – Menschenversuchsordnung zu wenig herrisch, verschlagen und amoralisch wirken. Ein flottes Tänzchen zur Verkündung des Todesurteils allein vermag trotz einschlägiger Symbolik die sonst fehlende Abgründigkeit des Trio Infernale nicht komplett zu ersetzen. Der Liebreiz der Bubblegum-Playmobil-Bühne (Barbara Ehnes) in Kombination mit dem wilden Stilmix mexikanischer Paradeuniformen mit Gaucholook und Urwesternapplikationen (Joki Tewes, Jana Findeklee), sind augenscheinlich als die Heftigkeit des Inhaltes kontrastierend gedacht, letztlich aber zu nah an einer Erstassoziations, als dass sie eine nachhallende Irritation zu erzwingen vermöchten. Die eigentliche Verstörung, wenn sie denn geplant war, rührt von der Inszenierung Sebastian Baumgartens her: Dieser «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» ist dermassen didaktisch keinerlei Fragezeichen zulassend nachvollziehbar gebaut, dass die Regie an sich nur als Gegengewicht zum inhaltlichen Genusszwang alias rechtschaffene Lehrmeisterrei gelesen werden kann, was dem Kreisen um die Fragen der Moral wiederum einen hochohobenen Fingerzeig hinzugesellt. Wenn dies im Gesang auch noch mit deutlich mehr Druck geschähe, wäre die Sarkasmusflattiererei schon beinahe Realität. Bei weniger dergestalt Begabten wie einer Sitznachbarin hat aber schon diese abgeschwächte Dosis Menschseinbeschimpfung genügt, um leise «Furchtbar!» pfuttern, die nächste Cüplibar ansteuernd das Parkett zu fliehen.

«Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny», bis 24.11., Opernhaus, Zürich.

Sauber!



Pat Wettstein

Die mangelnde Ohrwurmdichte in «Der schwarze Hecht» wird mit sorgfältigem Boulevardhandwerk wettgemacht.

Waren «Die kleine Niederdorfer» und «La Cage aux Folles» schon rein musikalisch richtiggehende Selbstläufer, benötigt Paul Burkhardts «Der schwarze Hecht» einiges mehr an handwerklicher Anstrengung. Es ist eine Mixtur aus Boulevardstück und Musiknummern und sogar diesen Balanceakt (oder Spagat?) meistert das Ensemble unter der Regie von Erich Vock und der musikalischen Leitung von Erich Strelbel mit Bravour. Die Zirkusnummern in Annas (Nadine Michelle Arnet) Traum erinnern an Judy Garlands Dorothy und man kann sich gar nicht entscheiden, ob Maja Brunner als Reibeisen Paula oder als Tiger von Eschnapur die (noch) bessere Falle macht. Auf die auch durch die Kostüme von Heidi Tanner alle überstrahlende sündhaft reizende Viola Tami als Iduna, reagiert die Regie mit einer sich vor lauter Empörung absichtlich stimmlich überschlagenden Gabriela Steinmann als Berta, was der ausnahmslos gekonnten Gesangsleistung des Ensembles eine erfrischend hochkomische Note verleiht. Überraschend auch die Wandelbarkeit des Bühnenbildes von René Ander-Huber, das einmal die Gelächterlautstärke im Publikum über jene zu den Clownauftritten von Hansjörg Bahl, Daniel Bill, Hubert Spiess und Erich Vock hinaus steigert. Monika Michel verblüfft mit ihrem Körpereinsatz als zersägte Jungfrau mindestens so, wie sich Sabina Schneebeli – von jeder Eitelkeit befreit – zum Typ gestrenger Altgouvernante umstylen lässt. Fabienne Louves als Köchin und Philipp Roussel als Zirkusdirektor verleihen der erhabenen Souveränität ihrer Figuren eindrücklich Nachdruck, während der Fischer/Weiss-Clown Christian Menzi der im Stück höchstens indirekt thematisierten romantisch-schwelgerischen Liebessehnsucht ein Gesicht verleiht. Eine reife Ensembleleistung, sauber gearbeitet mit Witz und Tempo – nur mit dem Unterschied zu früheren Spock-Produktionen, dass einen kein Ohrwurmteppich nach Hause trägt. froh.

«Der schwarze Hecht», bis 4.2.18, Bernhardtheater, ZH.